

Asmus Finzen

Sterbehilfe 2030 – ein Alptraum

Ein bescheidener Vorschlag zu Händen der Damen und Herren Gesundheits- und Sozialminister, der Überalterung der Bevölkerung entgegenzuwirken, die Beschwerden des Alters zu lindern und zu verhindern, dass Alte und Kranke durch exzessive Lebensdauer ihren Kindern oder dem Staat zur Last fallen, und zu bewirken, dass sie durch ein sozialverträgliches Ableben der Allgemeinheit zum Nutzen gereichen

Wahre Wohltäter der Menschheit geraten immer wieder in Vergessenheit, obwohl ihre Gedanken manchmal auch nach Jahrhunderten beherzigenswert sind, wenn man sie nur dem Zeitgeist entsprechend umformuliert. Einer dieser zu Unrecht vergessenen ist der irische Pfarrer Jonathan Swift (1667 bis 1745), der 1729 mit einem »bescheidenen Vorschlag« hervortrat, die Hungersnot in Irland dadurch zu überwinden, dass man die Kinder der Armen, die diese ohnehin nicht ernähren könnten, aus öffentlichen Mitteln mäste und als Delikatesse an die Reichen verkaufe. Es müssen Kleingeister gewesen sein, die die Umsetzung dieser wahrhaft genialen Idee verhindert haben – vorgeblich aus humanitären Gründen.

Dabei hätte sie das Gegenteil bewirkt. Die Kinder, die sonst verhungert wären, wären mit ein paar schönen Jahren bei guter Ernährung beschert worden. Die armen Eltern wären von der Last befreit worden, sich um die wachsende Kinderschar über ihre Kräfte hinaus sorgen zu müssen. Sie hätten sich sogar noch ein ordentliches Zubrot verdient, dass nicht nur ihnen, sondern auch ihren verbliebenen ein oder zwei Kindern zugutegekommen wäre. Und die Reichen hätten Gelegenheit bekommen, den Armen Gutes zu tun und zugleich ihren Speiseplan um eine wahrhafte Delikatesse zu erweitern.

Aus der Distanz von 300 Jahren haben wir kaum Verständnis für die Aufregung, die Swifts Vorschlag damals auslöste, wäre bei seiner Umsetzung in der Folgezeit doch mehreren Hunderttausend Iren der Hungertod, Millionen die Auswanderung erspart geblieben. Allerdings sollten wir uns hüten, überheblich auf die unaufgeklärten Zeitgenossen Swifts herab zu blicken, wo wir doch im Begriff sind, die damalige Verblendung der Herrschenden allen zukunftsweisenden Mahnungen zum Trotz zu wiederholen. Nur dass es diesmal nicht um die Kinder geht, die armen Eltern zur Last fallen,

sondern um die kranken und pflegebedürftigen Alten, die einen immer größeren Anteil der Bevölkerung ausmachen und ihren Nachkommen zunehmend unzumutbares abverlangen – sei es an emotionaler Zuwendung, sei es an materiellen Mitteln. Dabei ersparen wir es uns, vom unglaublichen Aufwand, den der Staat und die sozialen Sicherungssysteme für die Alten leisten müssen, überhaupt nur zu reden.

Seien wir doch einmal ehrlich

Seien wir doch einmal ehrlich: haben die heutigen Alten es nicht besser, viel besser, als alle Generation vor ihnen? Wären die meisten von ihnen nicht seit 20 Jahren tot, wenn sie hundert Jahre früher geboren wären? Müssen sie nicht dankbar dafür sein, dass sie länger gesund sind, als ihre Eltern sich das hätten vorstellen können? Müssen sie nicht bereit sein, ihren Nachgeborenen und dem Staat etwas von dem zurückzugeben, dass die solidarische Krankenversicherung und der Generationenvertrag mit seinen heutigen üppigen Renten in ihrem Alter an Lebensqualität erst möglich machen? Muss es sie nicht selber mit Sorge erfüllen, dass sie immer mehr werden, weil sie immer älter werden? Muss nicht auf ihrem Gewissen lasten, dass die Hälfte aller Krankheitskosten – und die meisten Beschwerden des Alters – in ihren letzten anderthalb Lebensjahren anfallen und dass diese vermieden werden könnten, wenn sie uns und sich selber diese anderthalb Leidensjahre und diese im Grunde unnötigen Kosten und Leiden ersparten?

Muss die Aussicht ihnen nicht zu denken geben, am Ende ihres Lebens durch Demenz den Verstand zu verlieren, oder körperlich krank in Pflegeheimen dahin zu vegetieren, von denen man nur schlechtes hört? Müssen sie sich nicht fragen, ob ein solches Leben lebenswert ist? Müssten sie nicht selber wünschen, die Zeit des sinnlosen Wartens auf den Tod nach so vielen erfüllten gesunden Jahren abzukürzen, und sich in Würde von dieser Welt zu verabschieden? Müssten sie nicht ein Einsehen mit ihren Kindern haben, die die Zuwendung, die sie für sie aufbringen müssen, ihren eigenen Kindern entziehen? Müssten Sie nicht darüber nachdenken, ob ihr Ersparnis nicht nutzbringender eingesetzt werden kann als für ihre Pflegekosten – etwa für die Ausbildung ihrer Enkel?

Menschen, wollt ihr ewig leben?

»Menschen, wollt ihr ewig leben?« ist ein Streitgespräch zwischen einem Ethik-Professor einem Anti-Aging-Mediziner in einer schweizerischen Publikumszeitschrift überschrieben. Wir sehen, dass sich kluge Leute die richtigen Gedanken machen.

Dass ihr Slogan den Titel eines Anti-Kriegsfilmes – Hunde, wollt ihr ewig leben – persifliert, stört allenfalls Puristen. Allerdings bleiben die beiden in ihrer Diskussion merkwürdig vage.

Da unterscheiden sie sich von dem australischen Philosophen und Ethiker Peter Singer, der sich ohne Abstriche für die Tötung von Menschen ausspricht, denen das Leben verleidet ist, die mit schweren Missbildungen zur Welt kommen, die alt, krank alles und pflegebedürftig sind – vor allem aber, die nicht bewusst leben, sei es, dass sie aufgrund angeborener Behinderungen nie ein personales Bewusstsein entwickelt haben, sei es, dass sie dieses durch Unfall, Krankheit oder Alter verloren haben.

Das Töten solcher Menschen ist aus Singers Sicht nicht nur erlaubt, sondern unter Umständen sogar geboten, um das Wohlergehen das Glück möglichst vieler Menschen zu sichern. Er unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen freiwilliger, nichtfreiwilliger und unfreiwilliger Euthanasie. Die Erfüllung der Voraussetzungen für Letztere hält er für eher selten. Erstere erscheint ihm unproblematisch. Aber auch die nicht freiwillige Euthanasie, das Töten von Menschen, die aufgrund ihrer Gebrechen nie zustimmungsfähig waren oder ihre Zustimmungsfähigkeit durch Krankheit verloren haben, ist für ihn ethisch unbedenklich, zumal man unterstellen könne, dass sie aufgrund ihrer Leiden zustimmen würden, wenn sie sich äußern könnten. Eine Analogie zu den Naziverbrechen sieht er nicht, weil, wie er an anderer Stelle schreibt, das von ihm vertretene Handeln aus mitfühlende Anteilnahme, ja aus Liebe erfolgt und nicht aus Vernichtungswillen oder gar Hass.

Leider ist der Altruismus von Singers fortschrittlicher Ethik von vielen Menschen verkannt worden. Man stelle sich vor, welche gesellschaftlichen Lasten uns erspart blieben, wie viel Leid von geplagten Angehörigen genommen würden – und nicht zuletzt von den Betroffenen, die von Geburt an nie zu »Personen« im Sinne von Singer geworden sind, aber vor allem von den Menschen, die ein gutes Leben gehabt haben, bis sie im gesegneten Alter von 70 oder 80 Jahren krank geworden und massiv an Qualität ihres Lebens eingebüßt haben. Wäre es nicht für alle diese Menschen ein Segen, wenn sie von diesem geplagten Leben erlöst würden?

Stattdessen versteckt sich die Herrschenden hinter Paragraphen: Tötung auf Verlangen, Totschlag oder gar Mord! Das, obwohl eine wachsende Mehrheit in der einfachen Bevölkerung die Erlaubnis der Hilfe zum Sterben begrüßen würde. Ist es nicht eine Ironie der Zeitgeschichte, dass ausgerechnet Adolf Hitler unheilbar Kranken bei

sorgfältigster Prüfung durch ihre Ärzte den Gnadentod gewähren wollte – eine Wohltat, die man keinen Hund verwehre.

Vorbildliche Pioniere

Offenbar erleidet Peter Singer das gleiche Schicksal wie vor ihm der mutige Jonathan Swift. Er wird nicht erhört, zum Nachteil unzähliger Menschen, um die er sich sorgt. Offenbar ist er zu früh geboren. Aber ich bin sicher, dass seine Zeit noch kommen wird. Die zahlreichen unablässigen Diskussionen über die Sterbehilfe sind ermutigend. Die Grenzen sind in Holland und Belgien längst durchlässig geworden. Die Schweiz schickt sich an, diesen Ländern zu folgen. Im Hinblick auf die Beihilfe zur Selbsttötung leistet sie sogar Pionierdienste. Die Suizidhilfsorganisationen Exit und Dignitas haben Schrittmacherfunktion. Dem unermüdlichen Dignitas-Präsidenten Ludwig Minelli gelingt es immer wieder, die Suizidhilfe im Gespräch zu halten – zuletzt als er seine Wohltaten auf Parkplätzen anbot und mutig Helium-Gras einsetzte, als ihm verständnislose Behörden den Zugang zu Barbituraten erschwerten.

Man kann sogar sagen, die Schweizer Hilfsorganisationen sind international vorbildlich: Würden sonst zu viele Ausländer, vor allem Deutsche ihre Dienste nutzen; würden so viele nach Zürich reisen, um dort zu sterben? Würden so viele in Kauf nehmen, ihre letzten Minuten in dieser Welt auf Parkplätzen in Autos oder in Wohnungen in abgelegenen Gewerbegebieten zu fristen, um dann schließlich einen Tod in Selbstbestimmung und Würde zu sterben – Medikamente einzunehmen, die sich in den USA in ähnlicher Zusammensetzung bei Hinrichtungen bewährt haben und von denen der oberste Gerichtshof festgestellt hat, dass es sich dabei um keine grausame Todesart handle; oder mangels solcher Medikamente eine Maske über ihr Gesicht zu stülpen, um sich durch die Einatmung von Helium zu Tode zu bringen?

Wenn man sieht, wie wenig Verständnis der ehemalige Hamburger Justizsenator Roger Kusch gefunden hat, als er die 79-jährige ehemalige Nürnberger Krankenschwester der Bettina S., die keineswegs sterbenskrank war, ganz im Sinne meiner Thesen in den selbst gewählten Tod begleitete, kann man geradezu verzweifeln.

Die Schweizer haben es besser

Glücklicherweise haben die Schweizer es besser. Sie dürfen ihre letzten Minuten in Begleitung von ausgebildeten Sterbehelfern in ihrer eigenen Wohnung verbringen – oder in ihren Zimmern in fortschrittlichen Krankenhäusern und Pflegeheimen. So kommt es, dass fast die Hälfte der Selbsttötungen von Menschen über 65 assistierte

Suizide sind, sodass Mitglieder von Organisationen, die Suizidprophylaxe leisten, sich verteidigen müssen, ihr Tun rechtfertigen müssen. Allenfalls wird Ihre Hilfe bei Kindern und Jugendlichen akzeptiert; aber nicht bei Menschen, die urteilsfähig und erwachsen sind – oder dafürgehalten werden – schon gar nicht bei alten Menschen.

Das segensreiche Wirken der Suizidhilfeorganisationen hat in jüngster Zeit einen weiteren großen Durchbruch erzielt. Bis vor wenigen Jahren hatten sie sich geweigert, psychisch Kranken, denen ihr Leben häufig verleidet ist, insbesondere Depressiven die Hilfe zum Sterben zu verweigern. Damit ist es jetzt vorbei; ein wahrhaft großer Fortschritt!

Es ist gewiss unrealistisch, in Ländern wie Deutschland, Österreich oder der Schweiz innerhalb des nächsten Jahrzehnts auf eine großzügige Lösung im Sinne der lebensüberdrüssigen und der lebenssatten Menschen zu hoffen, wie sie in den Niederlanden bereits besteht. Daher bietet es sich an, für eine Übergangszeit gangbare Umwege zu beschreiten. Dabei können die Suizidhilfeorganisationen eine Vorbildfunktion ausüben. Ihre Hilfe ist gewiss ausbaufähig. 300 oder 400 begleitete Suizide in der Schweiz, das klingt nach viel, ist es aber nicht in einem Land, in dem jedes Jahr 80.000 Menschen sterben: auch in der Schweiz ist also noch viel zu tun!

Dazu gehören Öffentlichkeitsarbeit und Werbung. Es sind immer noch viel zu weniger Krankenhäuser und Pflegeheime, die den Organisationen Zutritt gewähren. Die 50.000 Mitglieder von Exit beispielsweise müssen sich als Lobby organisieren. Sponsoren müssen im Land der 1.000 Stiftungen gesucht und gefunden werden. Vielleicht könnten das sogar die Sozialversicherungsträger und Krankenversicherung sein, für die die alten Kranken in ihren letzten beiden Lebensjahren ein schlimmes Verlustgeschäft sind. Aber gewiss finden sich vermögende Privatleute, die für die Idee einer leidensärmeren Gesellschaft zu begeistern sind.

Neue Formen der Triage im Notfalldienst

Daneben bieten sich zahlreiche Möglichkeiten an, die kein Geld kosten oder zumindest nicht viel. Wie Lord Rutherford schon sagte: »Wir haben kein Geld; also müssen wir denken.« Einen natürlichen Ansatzpunkt bieten beispielsweise die Notfallstationen in den Schweizer Spitälern. Hier wird es möglich, die Triage bei der Aufnahme zu ergänzen. Neben den Entscheidungsvarianten stationäre Aufnahme, ambulante Weiterbehandlung oder keine Behandlung erforderlich, ließe sich eine vierte Alternative einführen: der direkte Weg zu Exit oder Dignitas.

Natürlich käme damit auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Notfallstation eine zusätzliche verantwortungsvolle Aufgabe zu. Sie müssten mit den Notfallpatienten intensiv besprechen, wie sie sich ihr künftiges Leben vorstellen; ob sie mit den Folgen des erlittenen Schlaganfalls, des Herzinfarkts oder der Niereninsuffizienz wirklich weiterleben wollen, wie sie sich ihr Dasein mit den unvermeidlichen Behinderungen vorstellen, ob ihre Kinder, ihre Partner wirklich in der Lage sind, für sie zu sorgen, ob sie die wirtschaftlichen Zusatzbelastungen tragen können oder wollen, ob sie sich nicht möglicherweise auf ein Leben in Einsamkeit einrichten müssen.

Auf diese Weise ließen sich sicher nicht wenige Kranke für die Entscheidung für einen würdigen Abschluss ihres bisherigen guten Lebens gewinnen. Das wäre volkswirtschaftlich vermutlich zunächst nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Aber wir müssen uns bewusst sein, aller Anfang ist schwer. Immerhin, ein paar 1.000 segensreiche zeitgemäße Todesfälle wären auf diese Weise zu bewerkstelligen.

Neue Dimensionen von Prävention

Daneben müsste natürlich Prävention ganz großgeschrieben werden. Die Analogie zur Stopp-Aids-Kampagne ist vielleicht nicht ganz angemessen. Aber ebenso viel Geld müsse auf jeden Fall investiert werden. Prävention bedeutet in diesem Fall, dass man rechtzeitig anfangen muss, die Menschen über ihre Lebensperspektiven im Alter aufzuklären. Es ist vielleicht zu früh, damit bereits in der Schule anzufangen. Man würde die Schüler überfordern. Aber jenseits der 40 bieten sich erste Ansätze. In dieser Zeit erlebt man, wie die eigenen Eltern alt und hilflos werden, wie sie Unterstützung benötigen, wie man ihnen gegenüber ständig ein schlechtes Gewissen hat, wie sie keinen Zugang mehr zu dem guten Leben haben, das sie gewohnt waren. Zu diesem Zeitpunkt sind sie zugänglich für Überlegungen, wie sie sich denn ihr eigenes Alter vorstellen, wie sie mit den unausweichlichen Erkrankungen des Alters, mit ihren Gebrechen umzugehen zu denken.

Man muss ihnen nicht gerade die Schrecken des Aufenthaltes auf Intensivstationen ausmalen, wo sie von Apparaten am Leben gehalten werden und an Schläuchen hängen. Aber vielleicht sollten sie doch ein wenig darüber nachdenken. Die Prävention muss in diesem Fall das Ziel haben, die Frage des Schweizer Ethikers: »Menschen, wollt ihr ewig leben? « mit einem klaren Nein zu beantworten – stattdessen etwa mit der Aussage »75 Jahre sind genug! « Oder: »Wenn ich anfangen zu krän-

keln, will ich nicht in einen Zustand geraten, in dem ich meine Würde verliere. Dann suche ich lieber Hilfe bei Exit oder einer anderen vergleichbaren Organisation.«

Einstellungen verändern

Ganz ohne Zweifel müssen wir unsere Einstellung zur Endlichkeit unseres Lebens verändern. Gerade die Erkenntnis, dass die fetten Jahre vorbei sind, sollte uns motivieren. Die Welthungerkrise, die sich am Horizont abzeichnet, sollte uns beflügeln. Die absehbare Entwicklung der Altersrenten nach unten desgleichen. Warum sollen wir nicht eine klare Linie ziehen, etwa bei 75 Jahren. Aber ich will nicht dogmatisch sein: beim einen könnten es auch ein paar Jahre mehr sein; beim anderen ein paar Jahren weniger. Wichtig ist nur das Prinzip der Einsicht in die Endlichkeit unserer Daseinsberechtigung.

Leid vermeiden, Kosten sparen

Wie viel Leid könnten wir damit uns und unseren Mitmenschen ersparen! Wie viel Kosten in der Krankenversicherung, in der Rentenversicherung, in der Pflege könnten wir vermeiden. Wenn nur die Hälfte der 75-jährigen für das von mir vorgeschlagene Modell gewonnen werden könnten, ließen sich Krankenversicherungs- und Rentenversicherungsbeiträge gewiss jeweils um drei oder vier Prozentpunkte senken. Die von den Alten angesammelten Vermögen kämen durch frühere Vererbung an die nächste Generation vermehrt der Volkswirtschaft zugute. Arbeitskräfte in Krankenhäusern, Pflegediensten und Heimen würden für andere Aufgaben freigesetzt. Das Bestattungsgewerbe würde, wenn auch nur vorübergehend, florieren.

Natürlich gäbe es, wie das bei mutigen Reformen immer der Fall ist, auch Verlierer bei der Realisierung eines so kühnen Projektes. Aber gerade im Zeitalter der Globalisierung müssen wir Mut zu neuen Lösungen beweisen. Wir dürfen es nicht zulassen, dass die Überlastung unserer sozialen Sicherungssysteme zu einer Implosion all dessen führt, was uns in den vergangenen Jahrzehnten lieb und teuer geworden ist.

Natürlich gibt es auch Menschen, die so wohlhabend sind, dass alles dies für sie nicht von unmittelbarer Bedeutung ist. Aber wir sollten an deren Solidarität appellieren, um soziale Verwerfungen tunlichst zu vermeiden.

Ein Satz zum Schluss: dies ist, wie Swifts bescheidener Vorschlag, eine bitterböse Satire. Exit und Dignitas haben für mich keineswegs Pionierfunktionen; und Eutha-

nasie im Sinne Singers ist für mich Tötung auf Verlangen, Totschlag oder Mord. Ich hoffe, dass sich das auch nicht so bald ändert.

Stand 14. Juli 2008